

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen
Autor: Wiget, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dr Lünzeli ist nüd eso,
Hät förig i sym Grytti no,
Hangt an em wien äs Byli.
Aer schmückled's uf's rot Müüli,
Aer ninnts bim rote Tschüüpplischwanz,
Das Schmützle tuet em's nümme ganz;
Aer chützled's hindrem Geihrl, —
Ja Bürschli! — Jeß wird's gfoihrl!
Aes chybt: Se do, du Styzechopf!
E Pärlimüeterhosechopf
Ninnt är zuem Seckli use.
'S ist dyne, sā do Gspuse!
Si ninnt där Chnopf z'erst, gschauta, murrt:
Blöiz wäge dem! — Und rüehrt e furt.
Jeß las mi go, du Quelli!
Du schwarzte Rägemölli!
Das Buggelmannndl git nüd lugg,
Aer zwirbled umsi wien e Mugg.
Aes lot sy Aengli wandre
Und dänkt: Hätt ich e andre!
So stämpfled d' Göifli hi und har,
Die Zabelbei, die Gustiwar.
Und wer tanzt ob em Brüggli?
Aes ebigs Ghütti Müggli.
Si tanzed ohni Rast und Rue,
E Spinn im Dachstuehl liegt 'ne zue.
Nei, dänkt si, weles Läbe!
Mi mag nu nümme wäbe,
Die liechte Gschöpf, die fräche Lüütt,
Wend Musig ha und zahled nüd,
'S ist Lumpepack im Ganze!
Si fot a seilitanze.
Det liegt äs Müüsli us sym Loch,
Aes dänkt: Ach jeger, giengtet s' doch!
Aes plangt halt gar se grüusli,
'S wett au zuem Tanz, das Müüsli.
Sys Löchli ist em äbe z'schmal.
Aes liegt und dänkt: Nei, wele Sal!
Beit, find die Gofe dusse,
Dä goht me eis driuse!

Gschwind gumped's, häft mr e niene gseh!
Es rohdsi näbed zue im Heu:
E Struubelchopf schlüüft use;
Aer gaihned und tuet schnufe,
I mein, es ist e Schnydergessl,
Hockt eister uf dr glyche Stell;
Lue, lue, jeß gaihnt r wiedr, —
Jo, jo, das ist e Schnyder.
Aer liegt e Wyl de Gofe zue,
Macht Chnölleauge wien e Thue.
Was hät r au do z'gaffe?
Wär gschydr är tät schaffe.
Ufeinicht lärmä äs Chind: O jee!
Aes hät im Heu där Stromer gseh.
Det lieged, rüeft's vrschrocke, —
Im Heu tuet eine hocke!
Die Göifli stönd äs wie vrnarrt,
Dr Stromer hät e Geißbockbart,
Aer hät e roti Nase.
Jo, sait ais, jo 's ist ase!
Beit, dänkt där Gsell, do git's e Gspah;
Aer murred wien e Bär, är chas.
Wie tüend d' Chind d' Geihrl strüüze!
Jeß goht's eis an 'nes Güüze!
Dur's Trüschiloch fahrt's wie dr Blis, —
Där Schnyder lacht nu ab sym Wit.
Die Göifli sind vrschwunde,
D'Schnapsgutre hät är gunde.
Das ist 's Gibätbuech, won är list.
Momoll, das ist e schöine Christ!
Aer hät äs Schlückli trunke
Und ist is Heu zrugg gsunke.
Gly ist das Müüsli z'güggel cho:
Ich woges mein, är schnarchlet jo!
Aes beindled gflingg uf d' Tili;
Ninnt's Schwänzli schön is Müüli.
Los, wie das schwäbelpfyffne cha!
Jeß fot's e Ländler z'tänzle a.
D' Spinnmugg im Dachstuehl lachet:
Nei, was so Müüsli machet!

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

Nachdruck verboten.

Erstes Kapitel.

Was Klausen im Tirol für eine Handvoll Münchner Künstler, ist Roserton für ein paar Londoner Maler: ein vom Touristenhauch unberührtes, ursprüngliches Stückchen Erde voll malerischer Effekte, dessen Name man nur ausnahmsweise einem guten Freunde zuflüstert wie den einer heimlichen Liebe. Und es ist ein heimlicher Ort; denn fährt man der Meereshucht entlang, an der es liegt, so sieht man im Bordergrunde nur eine verwitterte Schloßruine auf grünem, sanft abfallendem Hügel, zu der leise ansteigend eine Obstbaumallee führt. Dort oben angelangt, so wähnt man, muß der Blick weithin über grüne Türen gleiten, die im Hintergrunde wieder von zarten Hügel-linien begrenzt sind. Groß ist deshalb für jeden die Überraschung, wenn er zwischen dichten Baumgruppen zerstreute Häuschen sieht in ländlichem Villatil zum Teil, richtige Bauernhütten die andern, aber alle von sorgfältig gepflegten Blumen- und Obstgärten umgeben. Einige der Häuschen sind phantastisch in Rosa oder Grün bemalt, einige haben Holzlauben nach

Schweizerart, die ganz mit Rosen bewachsen sind, und andere sind bis zum Giebel hinauf in Epheu eingespinnen.

An einem Sommermorgen steht Herr Charles Austen Linnell — er selbst legt immer sorgfältig die Betonung seines Namens auf die zweite Silbe — mit dem Pinsel in der Hand vor seiner Staffelei und blickt mit stillem Entzücken zuerst auf eine von Glyzinien malerisch umwachsene Hütte und dann auf seine eigene geschickte Wiedergabe auf dem aufgespannten dicken Papier. Und er ist mit vollem Recht entzückt; denn dieses Häuschen ist ein Bild und ein Lied, glücklich der Bauer, der darin wohnt, wenn er Sinn hat für diese Poetie!

Während der Maler einen Schritt zurücktritt und mit etwas zur Seite geneigtem Kopf und befriedigtem Lächeln seine Arbeit mustert, schrekt ihn plötzlich eine Stimme empor: "Was? Linnell! Du hier, lieber Kerl? Davon hatte ich ja keine Ahnung! Wie prächtig, daß ich dich treffe!"

Der Maler wendet sich dem Sprecher zu und errötet wie

ein Mädchen. Offen gesagt ist ihm nichts verhüter, als daß er dabei erkannt wird, wie er seine eigene kleine Wasserfarben-skizze bewundert.

„Ach,“ sagt er deshalb mit schuldbewußtem Blick, „kaum daß ein Maler irgendwo steht, taucht auch schon ein Kunstkritiker neben ihm auf, unsere rächenden Engel, wir entglühen ihnen nirgends. Ich hatte keine Ahnung, Mansel, daß du mir über die Schulter schaust, während ich wie eine glückliche Mutter mein eigenes Kind anlächle!“

Der andere lacht gutmütig und sagt: „Das ist ja ein netter Empfang für einen Freund, den man jahrelang nicht gesehen hat. Ich schließe mich leise zu dir heran in sicherer Erwartung eines freudigen Empfangs, und jetzt nennst du mich rächenden Engel und stellst mich in eine Reihe mit jenen hassenwerstesten aller Wesen, den überall herumschnuppernden Kunstkritikern. Denn weißt du, auch ich habe diese Schlange an meinen Ferien gefühlt und bin vor ihr in dieses liebe Nest hier entflohen.“ Er nimmt dabei die Hand des Freundes und schüttelt sie kräftig.

„Du hast mich so überrascht,“ sagt der Maler jetzt entschuldigend und den Händedruck erwidern. „Ich hatte das Gefühl, als stehe ich da wie ein Narr, der seine Schmierereien bewundert und sich für einen alten Meister hält. Aber weißt du, wenn einer malt, muß er seine ganze Seele hineinlegen, er muß den Egoismus geradezu pflegen und an sich selbst glauben, sonst wird er nie ein glaubiges Publikum haben. Nicht daß ich im Grunde meiner Seele einen Augenblick an mich glaube, dort denke ich, ich sei als Maler keinen Heller wert. Aber von deinem Erfolg habe ich gehört, alter Junge, und mich im Stillen manchmal darüber gefreut. Seltsam eigentlich, daß wir nie mehr zusammengetroffen sind, seit wir die Schule verlassen haben!“

„Nicht gar so seltsam, wenn man bedenkt, daß du dich die eine Hälfte des Jahres im wilden Afrika herumtreibst und die andere in London verbringst, wenn wir andern hart an der Arbeit sind im Hochland, in Norwegen oder in der Schweiz. Im Winter findet man dich ja nie in London.“

Linnell errötet wieder, diesmal vor Vergnügen.

„So weißt du also, daß ich die meiste Zeit in Aegypten oder Algier verbringe?“ fragt er scheu.

„Mein lieber Junge, wie könnte ich mich zu den geistig lebenden Wesen rechnen, wenn ich deine maurischen Mädchen mit den sprechenden schwarzen Augen und der mohammedanischen Heppigkeit und jene Strafen in der Abenddämmerung, wo verschleierte Schönheiten geheimnisvoll aus ihren Behausungen treten, noch nicht bewundert hätte? Jeder Gebildete in London kennt jetzt deine träumerischen arabischen Mädchen.“

„Wirklich?“ ruft Linnell mit fast kindlicher Freude. „Ich wußte nicht, daß irgend jemand, ausgenommen die Kritiker, die der Teufel holen möge, sich für meine Bilder interessiert. Großvater wird jetzt so gut beschäftigt, daß die bescheidenen Arbeiten notgedrungen verschwinden müssen.“

„Überdies,“ fährt Mansel fort, ohne am ausgeworfenen Haken einzuhängen, „habe ich durch meine Nachbarn, der Familie Maitland, ab und zu von dir gehört. Sie haben ja eine Villa oder etwas dergleichen in Algier, und ihr habt euch letzten Winter dort getroffen.“

Linnells Gesicht, das jeden seelischen Vorgang fast zu geistreich spiegelt, beschattet sich. Da hat man sich seit Jahren nicht gesehen, und diese treuen Freunde führen unbekürt Chronik über alles, was man tut und läßt. Wenn dann schon in allem herumgedroht werden sollte, so war's ja wohl besser, gleich zu erzählen.

„Nun ja,“ antwortet er, und sein Ton hat den Klang der Freude verloren, „ich kenne die Maitlands natürlich. Offen gesagt, bin ich auf ihre Veranlassung hierher nach Roserton gekommen. Ich traf den General letzte Woche in der Stadt, und da lud er mich auf einige Wochen ein in sein Landhaus hier in Roserton. So voll wollte ich aber die Einladung nicht annehmen; ich hätte solche Besuche, sie verklummen die Individualität; ich muß mein eigener Herr sein. Überdies haben sie eine Tochter; ich kann solche Töchter nicht ausstehen, weißt du, und besonders diese nicht. Sie ist immer viel zu viel in den Wolken für meinen Geschmack; sie macht mich unbehaglich. Ich ziehe jene Frauen vor, die mit ihren Füßen auf solidem Boden bleiben. Ich bin auf der Erde geboren und will darauf leben. Aber die Beschreibung, die mir der General von diesem Nest gab, gefiel mir, und so bin ich denn gekommen und wohne

im Roten Löwen. Und wirklich, dieses Plätzchen ist wie geschaffen zum Skizzieren. Du wohnst also auch hier?“

„Ja, wir wohnen hier. Wir haben dort drüben am Fuß des Hügels ein Häuschen, ein einfaches Ding, aber unser eigen. Du kommst gleich mit mir heim zum Essen.“

„Danke, du bist sehr freundlich; aber ich entdecke, daß du verheiratet bist, und deine Frau wäre vielleicht weniger erfreut, so unangemeldet einen fremden Gast am Tisch zu haben. Die meisten Damen haben eine Antipathie gegen uneingeladene Gäste und nicht ganz ohne Grund. Ich bin ja kein Universitätsfreund von ihr, mein lieber Junge.“

Mansel lacht. „O, Ida würde nichts dagegen haben,“ antwortet er hastig und entschieden mit der innern Unruhe des wohlerzogenen Chemannes. „Sie ist an meine Eigenermanieren schon gewöhnt. — Das ist eine gute Skizze da. Saubere Arbeit wie immer! Du hast wirklich ein schönes Talent! Wie tief und breit dort unter der Bogentür der Schatten fällt!“

Linnell neigt den Kopf wieder zur Seite und schaut mit einem Zweifel im Blick auf seine Arbeit.

„Findest du das wirklich? Nun, dann bin ich sehr froh. Er hat mich so gequält. Soll ich da in der Ecke, wo der Zweig darüberhängt, nicht noch ein wenig Oliv auflegen? Ich bin nicht ganz sicher, ob ich den Ton genau getroffen habe.“

„Keinen Pinselstrich mehr!“ antwortet Mansel entschieden, während er mit gefreuzten Armen das Bild betrachtet. „Nicht einen Strich, du würdest das Bild verderben. Da fängt bei euch immer der Fehler an, sobald ihr zu sehr ins Detail geht. Du verdirbst deine schönsten Arbeiten durch zu genaue Ausarbeitung. Verzeih, daß ich das sage; aber ich habe mir deine Bilder genau angesehen.“

„Es ist leider nur zu wahr,“ sagt der andere leise.

„Nun denn, da du es weißt, nütze dir die Warnung! Hab' den Mut, die Hände von der Arbeit zu lassen, wenn du mit der Seele ein Werk in einem Guß geschaffen hast! Die kleinen, mit kühlem Verstande berechneten Einzelheiten, die nachher noch hineingedrängt werden, nehmen einem Werk die Größe und die Kraft. — Uebrigens — du weißt natürlich, welches Haus du da malst?“

„Rein, ich weiß es nicht,“ sagt Linnell leichthin; „es wird einem John Tompkin oder Simon Stokes oder sonst einem Bauern mit einem seltenen Namen gehören.“

„Ganz falsch!“ sagt Mansel mit besonderer Betonung. „Dieses poetische Nest gehört — du wirst es kaum glauben — Haviland Dumaresq.“

Indem Linnell diesen bedeutsamen Namen hört, richtet er sich plötzlich auf. Mansel kann mit dem Eindruck, den seine Worte gemacht haben, zufrieden sein. „Rein,“ sagt Linnell nach einer Pause des Nachdenkens, „du machst einen Witz, Mansel! Du hast in der Schule den andern schon gern eine Narrenlappe aufgesetzt, ich erinnere mich wohl noch daran. Jedenfalls kannst du nicht Dumaresq, den Philosophen, meinen?“

Mansel lächelt überlegen:

„Es gibt nur einen Haviland Dumaresq, und der wohnt hier!“

Linnell schaut seinen Freund mit fast atemlosem Staunen an. Er traut offenbar seinen Ohren kaum.

„Spricht du wirklich und wahrhaftig im Ernst? Der Mann, der das Beste schrieb, was die Gegenwart hat, an den ich glaube, dessen enzyklopädische Philosophie die Reise um die Erde mit mir gemacht hat, der Philosoph, der Zeit und Raum durchdringt, der tiefste Denker unserer Zeit und unserer Nation, der größte Mathematiker und tiefste Metaphysiker Europas, der sollte in dieser Bauernhütte wohnen?“

„Warum nicht?“ Mansel fragt es sarkastisch. „Es ist eine sehr malerische.“

„Malerisch! Gewiß, das ist sie. Aber geräumig, behaglich, passend, nein! Und auch der Maler weiß, daß man vom malerischen Anblick allein nicht leben kann. Schmutz und gedrängte Verhältnisse sind notwendige Elemente beim Malerischen. Aber Schmutz und gedrängte Verhältnisse sind in der Wirklichkeit etwas Unaussichtliches. Nur auf der Leinwand sind sie angenehm. Was in aller Welt kann einen Mann wie Haviland Dumaresq veranlassen, sich in so zusammengepreßte Verhältnisse zu setzen?“

„Die Armut!“ antwortet der andere lakonisch.

„Armut!“ ruft Linnell, und heiße Entrüstung bricht aus seinen Augen.

DIESCHWEIZ
1889

Federzeichnung von Johann Boßard aus Zug in Berlin.

„Du willst doch nicht sagen, daß der Mann, welcher der Welt ein solches Werk geschenkt hat, so arm sei, daß er in diesem abgelegenen Nest in einer Bauernhütte wohnen müsse? Um der Ehre unserer Mitwelt willen muß ich ablehnen, dir das zu glauben. Ich will das nicht glauben. Ich kann es nicht glauben. Es ist eine Schande für unsere Zeit. Ich weiß ja wohl, daß Dumaresq verhältnismäßig zu wenig gelesen wird — damit rächt sich die Mittelmäßigkeit stets an den großen Geistern — aber ich habe mir den Philosophen immer als reichen Mann vorgestellt, der in London eine behagliche Villa bewohnt, seine Bücher in einem ausgewählt eleganten Herrenzimmer schreibt und in erhabener Stimmung die Zukunft abwartet, die seiner Größe gerecht wird.“

„Du sprichst enthusiastisch,“ antwortet Mansel, „und ich freue mich darüber; es ist stets ein wohltuendes Gefühl, wenn jemand an dieses verlorene Plätzchen kommt, der die Werke des armen Alten kennt und schätzt. Er hat ein Leben voller Enttäuschung hinter sich; all seine Hoffnungen sind zunichte geworden. Sein großes Werk, wennwohl es hier und dort in der Welt eine kleine Schar enthusiastischer Freunde und Anhänger hat, wie du, ist doch von der großen Masse platt an die Wand gedrückt worden. Dieser Mann erinnert mich immer an ein Bild, das ich von dir gesehen habe. Es stellt eine mächtige, gebrochene ägyptische Säule dar, die sich zwischen den Trümmern von Karnak oder Luxor erhebt. Es ist eine große Freude für ihn, jemand zu treffen, der mit seinen Gedanken und seinen Zielen einig geht. Er hat in seinem Leben so wenig Anerkennung gehabt, daß ihn jetzt tatsächlich trotz seines Alters jede Ermutigung, jedes verständnisvolle Wort über seine Arbeit wie ein belebendes Element durchzittert. Ich habe ihn über ein Lob wie ein Kind beglückt gesehen. Er nimmt es mit einer seltsamen feierlichen Höflichkeit entgegen wie ein Recht, das ihm zukommt, und trägt für den Rest des Abends den Kopf höher, lebensfreudiger.“

„Wie pathetisch!“ ruft Linnell. „Ich kann ihn so gut verstehen. Aber was ich nicht begreife, das ist, daß Haviland Dumaresq in Armut leben soll. Offenbar habe ich dies doch nicht wörtlich aufzufassen, nicht in dem Sinn, daß er geradezu an Geld Mangel leidet?“

„Doch, doch, mein lieber Junge; gerade so ist es gemeint. Der Mann ist so arm wie die sprichwörtliche Kirchenmaus. Er zog nie einen Heller aus seiner Enzyklopädiephilosophie. Es war für ihn vom Anfang bis zum Ende eine Arbeit ohne Nutzen. Um sein Leben zu fristen, schreibt er jetzt Abhandlungen und dergleichen über erzieherische Themen für Wochenzeitschriften, wissenschaftlichen Kleinram und dergleichen.“

Linnell fand kopfschüttelnd nach und packt dann plötzlich sein Malzeug zusammen.

„Komm!“ sagt er kurz. „Den Gedanken halte ich nicht lange aus. Haviland Dumaresq in Geldmangel! Haviland Dumaresq hat Nahrungssorgen! Haviland Dumaresq wohnt in einem Stall! Nicht auszudenken ist das! Warum in aller Welt bringt ihn nicht ein reicher Mann in würdige, sorglose Verhältnisse?“

„Einer deiner reichen Landsleute vielleicht von jenseits des Ozeans?“ spottet Mansel gutgelaunt. „Ja, wahrhaftig, die Amerikaner spielen sonst immer gern etwas Vorlehung auf dieser Welt; es wundert mich, daß sie noch nie hieran gedacht haben.“

Über Linnells Gesicht geht ein tiefer Schatten. „Wie?“ ruft er in wirklich ärgerlichem Ton, der etwas von dem eines verwöhnten Kindes an sich hat. „Existiert denn dieser Irrtum immer noch! Wie oft muß ich diesen Unstinn wohl noch berichtigen! Sagte ich dir nicht früher schon unzählige Male, daß ich kein Amerikaner bin, keinen Tropfen amerikanisches Blut in mir habe? Mein Vater war Engländer und hat sich einfach geschäftshalber in Boston niedergelassen. Aber lassen wir das jetzt! Die Frage ist:

Warum kümmert sich niemand um Haviland Dumaresq und setzt ihn in würdige Verhältnisse?"

Mansels Gesicht strahlt vor unterdrückter Belustigung.

"Für ihn sorgen, ihn in würdige Verhältnisse bringen!" lacht er endlich heraus. "Mein lieber Junge, ich möchte den Mann sehen, komme er von Amerika oder sonstwoher, dem es gelingen würde, nur während einer Sekunde lang einen solchen Vorschlag aufrecht zu erhalten! Sedenfalls müßte er den Wagen mit einem schnellen Rennner bespannt vor dem Hause wartend stehen haben; denn Dumaresq würde ihn, ehe er ausgesprochen hätte, ohngehegen. Er ist die stolzeste Seele, die je auf dieser Erde gelebt hat. Er würde eher hungern, als von einem Menschen etwas annehmen."

Inzwischen hat Linnell sein Malzeug zusammengepakt und wendet sich energisch dem Heimweg zu.

"Wohin willst du?" fragt der Freund.

"Wohin ich will?" wiederholt Linnell mit verhaltener Entzückung in der Stimme. "Nun, es muß doch sofort etwas getan werden für Dumaresq. Diesen Stand seiner Verhältnisse kann man ja gar nicht dulden."

"Ach ja," sagt Mansel und betrachtet sich den Himmel, "du bist ja reich, das vergaß ich ganz. Du fällst jetzt wie eine göttige Vorsehung aus den Wolken auf uns herunter!"

Er bricht plötzlich ab; denn Linnell, der ihm auf dem schmalen Wege vorangegangen war, schaut mit einem seltsamen, halb ärgerlichen, halb argwöhnischen Blick zu ihm zurück.

"Ich reich!" ruft er dann weiterschreitend. "Also noch eine dieser einfältigen alten Nachreden! Wer sagte dir, daß ich reich sei? Das möchte ich wissen; aus meinem Munde hast du diese Behauptung sicherlich nie gehört, Mansel. Ich wollte, unbefugte Leute würden einen nicht zu einem Haken machen, an den sie alle möglichen Märchen und romantischen Nachsagen hängen können. Ein Maler von Beruf, dessen Bilder sich nur durch Zufall verkaufen, kann niemals reich sein, außer er habe noch andere Einnahmequellen, gute Minenaktien oder dergleichen. Aber das habe ich nicht. Daß ich es trotzdem als brennende Schande empfinde, einen Mann wie Dumaresq in der Welt so dastehen zu sehen, kannst du mir doch gewiß nicht verdenken."

Zweites Kapitel.

Sie gingen eine Weile schweigend thres Weges. Plötzlich ruft Mansel: "Ach Linnell, das sehe ich erst jetzt, dein Fuß ist ja wieder in Ordnung. Nicht wahr, du — du fühlst jene kleine Schwierigkeit nicht mehr?"

Bis zu diesem Augenblick hat man dem Gange und der Haltung des Malers nichts Ungewöhnliches angemerkt; aber kaum sind die Worte über Mansels Lippen gegangen, gewahrt man eine leise Unsicherheit des linken Beines, das jetzt kaum merklich hinkt. Linnell schaut auf seinen Fuß und sagt mit unbehaglichem Lächeln: "O, es geht besser als früher; deshalb mußte ich nach Aegypten, weißt du. Es ist dort so trocken, und weil mein Leiden rheumatischer Art war und durch Feuchtigkeit verschlimmert wurde, war London nichts für mich, wenigstens im Winter. Das warme Klima hat mir wirklich gut getan, mein Vorwärtsbewegen ist jetzt wenigstens dem Gehen ähnlich geworden."

"Dem Gehen ähnlich geworden!" ruft Mansel verwundert. "Ich sage dir, man merkt dir gar nichts mehr an. Du standest so fest da und schritteft so natürlich aus, daß ich deine alte Schwierigkeit fast ganz vergessen hätte . . ."

"Ja, ja, es ist besser; nur wenn man davon spricht, sieht du, wie jetzt, da macht es sich gleich wieder bemerkbar. Aber las' uns doch nicht immer von mir sprechen; es gibt viel interessantere Dinge in der Welt, als so ein vereinzeltes Menschenkind . . ."

"Interessant genug bist du, alter Junge; doch dort drüben, siehst du, ist unser Heim, und du kommst mit . . ."

"Danke," antwortet Linnell, "aber entschuldige mich für jetzt, ich mag mich wirklich nicht so zigeunerisch bei deiner Frau einführen. Diesen Nachmittag, wenn du erlaubst, werde ich im ganzen Glorianschein der Besuchstoilette bei euch vorsprechen und meine Karte präsentieren."

Ein Gedanke fährt Mansel durch den Kopf.

"Du bist doch noch Junggeselle?"

Ein Schatten geht über Linnells schönes Gesicht; er deutet mit einem schmerzlichen Lächeln auf seinen Fuß.



Federzeichnung von Johann Bokard aus Zug in Berlin.

„Glaubst du, ein Maler, dessen Bilder sich schwer verkaufen, könne eine Frau, die er achtet und liebt, unter solchen Umständen an sich fesseln?“

„Heute gehst du aber viel zu weit; das nennt man die Empfindsamkeit auf die Spitze treiben. Ein Mann wie du...“

Linnell schiebt ihn mit einer leichten Handbewegung bei Seite.

„Hier trennen sich unsere Wege,“ sagt er mit einer Bestimmtheit, die alle weiteren Erörterungen ablehnt, „ich sehe dich heute nachmittag, wenn ich mich salonfähig gemacht habe; inzwischen leb' wohl!“

Mansel schaut ihm nach und wendet sich dann seinem Haus zu.

Im Garten ist ein schönes junges Weib damit beschäftigt, Blumen zu schneiden. Sie eilt dem Gatten heiter entgegen.

„Wen glaubst du, daß ich soeben getroffen habe?“ fragt er nach dem ersten Gruß. „Nun, Linnell, weißt du, wir waren zusammen auf der Schule, ich erzählte dir schon von ihm.“

„Der mit dem lächelnden Fuß, Reggie?“

„Ja, heißt das, man merkt ihm kaum mehr etwas an. Heute nachmittag wird er uns besuchen. Du mußt sehr nett mit ihm sein, Liebling; er ist so empfindlich und scheu wie ein Mädchen, aber ein lieber Mensch, trotz seiner Eigenheiten und kleinen Geheimnisse.“

„Er malt auch, nicht wahr?“ fragt Frau Mansel, während sie ihrem Gatten eine Nelke einsteckt; „ich meine, du zeigtest mir das letzte Mal in der Akademie eines seiner Bilder...“

„Ja, ganz richtig; aber ich glaube nicht, daß er von der Malerei leben kann. Ich halte ihn für reich, obwohl er es stets leugnet. Im neuesten Katalog ist er übrigens mehrfach vertreten.“

Sie sind langsam zusammen ins Haus gegangen; doch ehe sich Frau Mansel zu Tisch setzt, durchblättert sie noch den genannten Katalog.

„Hier ist der Name... Ach, er nennt sich Austen, Austen Linnell... Welscham, da muß er ja verwandt sein mit Sir Austen von Nutland, weißt du, Nutland, dem prächtigen Gut in der Nähe des Heims meiner Tante!“

„Davon weiß ich nichts; er sprach wenigstens nie von dieser Verwandtschaft...“

„Ich werde ihn fragen,“ beschließt die junge Frau das Thema.

Inzwischen sitzt das Opfer dieser Neugier in seinem Zimmer im Gasthof zum Roten Löwen und schreibt seinem Vermögensverwalter mit erregter Hand:

„Lieber Mathews! Besorgen Sie mir so schnell als möglich eine zuverlässige Liste all der öffentlichen Bibliotheken oder Institute Großbritanniens, denen ein Mann, der dies zu tun wünscht, das vollständige Werk Habiland Dumaresq's „Encyclopaedic Philosophy“ schenken könnte. Aber alles sub rosa!“

Ihr

Charles Austen Linnell.“

„So,“ sagt Linnell, während er das Schreiben zusammenfaltet, „das wird dem armen Dumaresq nützen.“

(Fortsetzung folgt).

Trili und Sini Freier.

Nachdruck verboten.

E Geschichte us der Wiedertäuferzeit. Von S. Pletscher, Schleitheim.

In Randemundart.

(Schluß).

De Täuferzirilli ischt am Tag druf, am Balmesuntig, über Gält und go Merishuise. De Wetzemehrer am Rande enne und dem si Töchter sind mitim ggange. Da sind ebeso isfrigi Täufer gſt, wie er selber, und er hät sich gern bi dene im Wetzehof igſunde und mitene und mit irne Deensflüte Aloodcht ghalte und bätet und breditet und gſunge.

Z dem Merishuise handſt e halb Dozet neuvi Täufling parat gha, wo a dem Tag hand föllt über Durach tauft werde, wil's ordli warm Wetter gſt ischt. Wil aber de Merishufer Täuferpredikant en böse Bnūſel, Bueste und 's Gwüchl gha hät, so hätame vom Schlatheimer Predikant verlangt, er soll am Balmesuntig de Tauf überneh. Ugnen hätter's to, es hätäm öbmis Ugfreuts gschwanet, aber er hät nid andertet töre; denn me hätten für en groſe Glaubesheld und Kämpfer aglueget. Au hätter d' Hoffnung gha, wenn's nid oder Östere gſchehi, so werdi's d' Herre z' Schafhuſe gar nid innewerde.

So hätter i offner Verſammling oder Durach, wo sie e tūf Becki gmacht hät, uſem freie Gält, underem Orl, de Tauf vo dene Merishufer Gläubige vorgno. Am glüche Obed aber isches scho de gnödige Herre z' Schafhuſe azaget gſt. Und die wiſe und geſtrengte Obere iher Stadt hand nid gern mitene gſpasse lo.

* * *

De Herr Pfarrer Habick z' Schlathe hät der Mueter vom Brühans am glüche Balmesuntig z' Obed, woff zuenim cho ischt, erchlört, da Chrüegli und da Gält, wo de Hans im Erdboode under der groſe Ach hinder Mure grunde hei, stammi uſ ganz alter Zitt und voneme frende Volk, von Römera, wo zor Zitt der gnoderiiche Giburt vo ſuem liebe Heiland bis zo ſim Tod am Chrüz und nochher d' Weltherrſchaft und 's halig Land und au ſüe Land im Bſiz gha heitid. Da Gält sei vil wert, bſunderbar die zwö Goldmünze und die zwölf silberne Stück. Es feitt alls schö erhalten Käfermünze, wome quet zalti, und au die Stückli vo Grz und vo Chupfer findid gern Abnehmer. Da Chrüegli sei e zierlich römischi Vase vo Sigelerde und hei en groſe Wert, wil si noch so schö ganz und ubſchediget sei. Er, de Herr Pfarrer, heien schüli glehrte Herr Amtsbriuder z' Schafhuſe, und dä sei Pfarrer oder Münferchilche und haazi mit Name und Gschlächt Hans Jakob Rüeger. Dä sei in Gſchichte- und Altertumſſache en uſbündig kennbare Ma,

wone groſi Chronik über si Stadt und Landschaft Schafhuſe glichebi hei. Dä sei en Liebhaber vo so alte Münze und Reliquie us der Vorzeit und chaufi derig Sache gern für hablchi glehrt Lüt und für ſich ſelber. De Hans föll no zo dem Herr Pfarrer Rüeger ge Schafhuſe go und em die Sache luege lo.

Wege dem Furtbegere vom Hans aber hät de Herr Pfarrer lang zuegloſet; denn die Mueter hät halt ire ſchwer Herz emol ganz müeke läre; dro z' letſcht häter zum Anneli gſat:

„Schickedmer de Hans morn früe in Pfarrhof, oder nei, ich will grad jek no miti cho und mitim Zwiſſproch halte, 's ischt am beſte grad jek!“

Und jo isch au gliche; de Heer ischt ſelb Obed no mitem Anli i's Hus und hät e langi Underreding gha mitem Hans bis id Nacht i. De Hans hät im Heer verſproche, er well am nächſte Züſtig id Stadt und zum Herr Pfarrer am Münſter, und de Heer hätäm zuegſat, er welim e Briefli ſchrie, wone müei a de Schafhuſer Heer abge.

* * *

Am Tag nochem Balmesuntig ischt uf amol 's Gred uſgange, de Täuferzirilli sei ganz im Stille vo zwei Rütere vo Schafhuſe us fir Bhusung uſgabhe und abgeführt worde id Stadt. Si Hus ischt dobe gſtande a dem Bächli, wo uſem Schwerzedel herhunt und ſelbſmol de Name gha hät, 's Rüüſli". Da Wäſerli ischt iſch ſid alter Zitt ganz iſdolet gſt dur's Dorf und miteme Gwels iidecht, und der Usgang dervo in Dorfbach iſch grad underder Rößliſtrugg gſt. 'S Birile Hus iſch e weng abglege duſſe gſtande, und ſini Deenſlüt ſind grad in Rebe gſt; dorum hand 's bloß e par Buebe gachtet, wome dä Täuferfürer bunde dur d' Gärte hinderi und dem Chilcherah zuegſüert hät. Item, er iſch wieder id Gfangeschäft gholet worde, wiler gege si Glöbnus z' Merishuſe wieder en öffentliche Taufhandling vorgno hät. Jano, d' Schlatheimer hand im hält nid chüne helfe, und de Orel au nid, wener au hett wele. Deber aber ab der Gfangeschäft vom Birili bünders verschrocken iſch, da nid verrotte werde, wiler ka gozig Wörtli drüber mit fine Wübbildere gredt hät. D' Mueter Elisbeth und ire Töchter, 's Trili, die beidi hand zwor ſicher nid briegget, wo si dä Borgang erfahre hand. 'S Trili hät doch jek wieder e Zittli Rueh gha vor dem alte Hüüchler und fine Flattuse.